

Dem 2009 verstorbenen französischen Ethnologen Claude Lévi-Strauss war bekanntlich keine Reise zu weit und kein Ziel zu außergewöhnlich. Auf einer Konferenz in Paris sagte er aber einmal, tatsächlich sei ihm keine exotischer vorgekommen als jene nach Percoto. Man kann sich gut vorstellen, wie Lévi-Strauss nach dieser Bemerkung in ratlose Gesichter blickte. Wo oder was, bitte schön, ist Percoto?

Percoto ist ein kleines Dorf nahe Udine im Herzen des Friauls, dem östlichsten Zipfel Italiens, und Sitz der Grappa-Produktion. Sie vergibt seit fünfzig Jahren einen Preis, der schon sechsmal die Entscheidungen der Nobel-Akademie vorwegnahm. Im Jahr 1988 ehrte die Jury die guatemalteke Bäuerin Rigoberta Menchú, bevor sie 1992 den Friedensnobelpreis bekam; 1993 wurde V. S. Naipaul in Percoto ausgezeichnet, 2001 erhielt er in Stockholm den Nobelpreis für Literatur. Gleiches passierte den Schriftstellern Tomas Tranströmer und Mo Yan sowie den Physikern Giorgio Parisi und Peter Higgs. Erst Nonino, dann Nobel. Wer nach Stockholm möchte, sagen die Bewohner von Percoto, sollte erst einmal in ihrem Dorf gewesen sein.

Nach Triest sind es von dort aus knapp zehn Kilometer, und mit dem Auto ist man schneller in Ljubljana und Wien als in Mailand oder Rom. Es ist ein Landstrich mit kleinen Kirchen, es gibt Berge, das Meer, grüne Hügel, einen großen Fluss, Weinstöcke und Traktoren. Die Gegend war Inspiration für Poeten und Schriftsteller wie Tullio Avoledo, Mauro Corona, Veit Heinichen, Giuseppe Ungaretti und Pier Paolo Pasolini, der im friaulischen Casarsa viel Zeit bei seinen Großeltern verbrachte. Sie war Schauplatz vieler Kriege, umkämpfter Frontlinien, sozialer Entwurzelung und Migration. Nach 1945 geriet das Friaul als Nachbar von Jugoslawien und Österreich zum toten Winkel der westlichen Welt, mit vier eigenen Sprachen und Menschen, von denen man in Italien sagt, sie seien harte Arbeiter mit starkem Durchhaltewillen; wortkarg, aber direkt und von einer Verschlossenheit, hinter der sich ein melancholisches Herz verberge.

Womöglich erklärt Letzteres, wieso auf diesem gebeutelten Fleckchen Erde schon immer so viel Wein getrunken wurde – und Grappa. Der galt als Fusel, gut genug für Tavernen und den Krieg. Sein Image änderte sich radikal, als 1973 die junge Giannola Nonino, Frau des Brenners Benito Nonino und Mutter dreier Töchter, nach zehn Jahren ehrgeizigen Experimentierens in Percoto einen Grappa wie ein Kunstwerk schuf. Elegant und samtweich im Geschmack, ein hochprozentiger Welteroberer. Sie füllte ihn in geschwungene Fläschchen, schrieb die Etiketten von Hand und schickte den sortenreinen Tropfen an Filmstars, Politiker und Großindustrielle wie Gianni Agnelli. Dem Fiat-Chef gefiel, was er schmeckte, und er orderte den Nonino-Grappa für ausgewählte Kunden als Luxusweihnachtsgeschenk. Giannola lud den Kofferraum ihres Autos mit Grappaflaschen voll, reiste damit durch Italien, überquerte die Alpen für Verkostigungen in Nordeuropa und flog sogar, obwohl sie kaum Englisch sprach und Flugangst hatte, nach New York.

Sie machte die Welt mit ihrem Grappa und der Kunst des Destillierens bekannt, erzählte von ihrer Familie, ohne deren Zusammenhalt ihr Werk niemals hätte entstehen können, und je mehr sich die Welt für all das öffnete, desto größer wurde ihr Bedürfnis, den Weltgeist mit nach Hause zu holen, um in Percoto ein Fest voller Autoren und Denker zu feiern, als Hommage an die friaulische Bauernkultur und das Erbe des Grappas. Die Familie gründete den Nonino-Preis. 1984 kam eine neue, internationale Preiskategorie für Persönlichkeiten aus der Welt der Gastronomie, der Literatur, der Musik, des Tanzes und aller anderen Ausdrucksformen der Kunst hinzu. Mittlerweile gilt er als bedeutendste Kulturrehrung Italiens. Es geht um Qualität, da keine mächtigen Verlage im Hintergrund die Fäden ziehen. Und die Jury setzte sich von Anfang an aus bekannten Autoren verschiedener Schulen und Prägungen zusammen. Aktuell gehören ihr Amin Maalouf, die palästinensische Architektin Suad Amiry, der Designer Luca Cendali, der Philosoph Mauro Ceruti, John Banville, die Dichterin Jorie Graham, Norman Manea, Adonis, Edgar Morin und der Neurowissenschaftler António Damásio sowie Claudio Magris an.

Für die fünfzigste Ausgabe des Preises hatte sich die Jury für einen Intellektuellen aus Deutschland entschieden, den Dichter, Schriftsteller und ehemaligen Hanser-Verleger Michael Krüger. Krüger lebt, seitdem er in Rente ist, am Starnberger See. Er hat oft erzählt, dass er, wenn er unterwegs ist, gern Franz Kafkas Tagebücher im Gepäck hat. Diesmal musste Kafka zu Hause bleiben. Warum? „Der war vom Jubiläum erschöpft. Er durfte aber mit, als ich vor Kurzem in Brescia war“, sagt Krüger.

Es ist der Abend vor der Preisverleihung. Die Familie Nonino hat zu einem Abendessen mit gut sechzig Freunden und VIPs in ihr Gutshaus geladen. Verleger sind da, Künstler, Musiker, ein Fußballtrainer und ein paar Mitglieder der Jury. Die Organisation ist perfekt, schwarze Van-Limousinen haben die Gäste in Udine im Hotel abgeholt. Krüger sitzt in einem der letzten Autos, die anderen Preisträger sind schon da: Der Essayist und ehemalige französische Premierminister Dominique de Villepin ist mit seinem Sohn Arthur gekommen. Die 81 Jahre alte senegalesische Choreographin und Tänzerin Germaine Acogny, die schon mit dem Goldenen Löwen der Tanzbiennale in Venedig ausgezeichnet wurde, trägt das Kleid eines senegalesischen Designers und wird von ihrem Mann, dem aus Frankfurt stammenden Helmut Vogt, begleitet. Ben Little, gebürtiger Ire und Wahlfriauler, der für seine Tätigkeit zum Schutz und zur Erforschung des Pignolo, einer alten friaulischen Rebsorte, ausgezeichnet wird, kommt allein. Giannola Nonino und ihre drei Töchter Antonella, Elisabetta und Cristina stehen am Eingang. Die drei haben vor einigen Jahren die Geschäfte von den Eltern übernommen. Giannola Nonino, 87, ist aber noch immer eine Naturgewalt und besteht darauf, als „Mädchen von 1938“ bezeichnet zu werden. „Michael! Ich freue mich so!“, ruft sie und wirft die Arme in die Luft, umarmt Krüger fest, und schon ist er auch von den Töchtern des Hauses umringt, wird von drei Nonino-Generationen auf die Wangen geküsst, am Arm gedrückt, es ist ein großes, sehr herzliches Hallo. Selbst Krüger wirkt ein wenig verloren zwischen den Nonino-Frauen.

Antonella, die gute Seele des Preises, stellt Krüger ein paar Gäste vor. Die meisten nicken wis-

Mehr als Grappa

Im italienischen Percoto im Friaul wird seit fünfzig Jahren der Nonino-Kulturpreis vergeben. In diesem Jahr wurde der Dichter, Schriftsteller und ehemalige Hanser-Verleger Michael Krüger geehrt.

Von Karen Krüger



Hier gedeiht, was später edler Grappa wird: Der Dichter Ippolito Nievo hat das Friaul „kleines Kompendium des Universums“ genannt.

Foto Mauritus

Claudio Magris überreicht Michael Krüger den Nonino-Preis 2025. Mit dem Dichter freuen sich Antonella, Giannola und Cristina Nonino sowie eine Enkelin.

Foto Nonino Distillatori



kreierte, gründete Krüger gerade in München zusammen mit Tankred Dorst und anderen die erste genossenschaftliche Autorenbuchhandlung. In den Achtzigerjahren war er viermal hintereinander für mehrere Monate in Rom, als Stipendiat der Villa Massimo. Mit Klaus Wagenbach gab er fast zwanzig Jahre lang die Jahrbuchreihe „Tintenfisch“ zur deutschen Literatur heraus. Die beiden waren in Deutschland die wichtigsten Figuren, um Italiens Schriftsteller bekannt zu machen. Krüger kannte sie alle, Elsa Morante, Natalia Ginzburg, Giorgio Manganelli, Italo Calvino. Mit vielen, die er verlegte, war er befreundet. Fast alle sind mittlerweile gestorben. Sein Freund Umberto Eco 2016, sie haben zusammen mehr als vierzig Bücher veröffentlicht. Einmal gab Eco in seinem Landhaus ein Fest, Krüger hatte keine Krawatte dabei. Er durfte sich eine des Schriftstellers umbinden, und seitdem brachte Eco dem Freund zu festlichen Anlässen immer eine mit. Im Hause Nonino bleibt Krügers Hemd, er hat sich an diesem Abend für ein blaues entschieden, krawattenlos.

Es wird Italienisch geredet, Französisch, Friaulisch, Englisch und Deutsch. Die Stimmung ist fröhlich, ungezwungen. Es wird Champagner und Wein getrunken und natürlich feinsten Nonino-Grappa, als Cocktail oder pur. Krüger hat an diesem Abend den Rang eines Hauptdarstellers, gibt aber den unbekümmerten Zuschauer. Hier und da gibt er eine Anekdote von seinen Begegnungen mit italienischen Autoren zum Besten oder erzählt, wie sein alter Freund Claudio Magris, der aus Triest stammt, ihn mit den Poeten des Friaul bekanntmachte. Angela Missoni, die Erbin des italienischen Modeimperiums, sagt, sie will am Sonntag noch nach Venedig, um dort mit Anish Kapoor zu Abend zu essen. Der Sohn von Dominique de Villepin spricht über seine neue Kunstgalerie in Hongkong.

Auch um die Weltlage geht es viel. Donald Trump ist gerade ins Weiße Haus eingezogen,

Musk setzt Europa mit politischen Einmischungsversuchen unter Druck, die Waffenruhe zwischen Israel und der Hamas ist erst ein paar Tage alt, und dann ist da noch Putin, der Krieg in der Ukraine, der Erfolg der europäischen Rechtspopulisten. Alle beschwören den europäischen Geist. Aber gibt es dieses Europa überhaupt noch? „Die Intellektuellen in Europa sind eine gemeinsame Kultur des Widerstands begründen“, sagt Amin Maalouf. „Es kehren gerade viele meiner Bekannten in den Libanon zurück. Aber meine Frau und ich, wir bleiben in Paris.“ Von dort sind auch die beiden Töchter des großen syrischen Dichters Adonis nach Percoto gekommen und lassen herzlich vom Vater grüßen. Er hat Arward und Niwar geschickt, das Reisen ist dem Sechsunneunzigjährigen zu beschwerlich. Er ist nicht das älteste Jurymitglied. Der Philosoph Edgar Morin ist 104. „Aber davon sollte man sich nicht täuschen lassen. Er ist immer äußerst lebendig bei den Zoom-Jurysitzungen“, sagt Maalouf. Michael Krüger wurde allerdings von Claudio Magris vorgeschlagen, der seit gut fünfzehn Jahren beim Nonino-Preis mitwirkt. Wo ist er eigentlich?

Die beiden Freunde sehen sich tags darauf, in der Halle der Brennerei, wo die Zeremonie mit einem Toast zum Gedenken an den 2024 verstorbenen Benito Nonino eröffnet wird. An festlich gedeckten Tischen sitzen fünfhundert Menschen, eingerahmt von mächtigen dampfenden Destillierkolben und dem Duft des werdenden Grappas. Es ist der Augenblick, in dem die Welt der Denker dort ankommt, wo Giannola Nonino sein haben wollte, als sie den Premio Nonino erfand, und den Lévi-Strauss auch meinte, als er von „exotisch“ sprach. Denn die Ehrengäste sitzen jetzt neben Bauern, Mittelständlern und all den anderen, die aus dem Friaul eine blühende Landschaft machen, und erleben gemeinsam die Kultur auf der Bühne, auf der Germaine Acogny auf ausdrückliche Einladung von Giannola Nonino gerade barfuß einen kraftvollen Tanz dargeboten hat. Claudio Magris ehrt Michael Krüger als Dichter: „Das Ich verschließt in Krügers Werk nicht die Augen, sondern versucht, woanders hinzublicken. Die Zeit zu verschieben, wie es im Titel einer Gedichtsammlung heißt, könnte eine andere Art sein, sich Zeit zu nehmen.“

Kurz danach muss Krüger nach draußen vor die Halle. Ein paar Fernsehsender wollen noch Interviews mit ihm führen.

LITERARISCHE GEGENWART



Goethe ist der bessere Japaner

Von wegen „Fack ju Göhte“! In Japan wurde kürzlich der 172. Akutagawa-Preis verliehen, die national wie international wohl bekannteste und am meisten beachtete Literaturauszeichnung des Landes, die seit 1935 halbjährlich an mindestens einen Nachwuchsautor vergeben wird. Einer der aktuellen zwei Preisträger, zugleich auch einer der jüngsten und zuvor noch nicht nominierten, ist der drei- und zwanzigjährige Yū Suzuki mit seinem Buch „Goethe hat alles gesagt“ (Gēte wa subete o itta), einer „akademischen Abenteuergeschichte, von einem jungen Talent in die Welt gesetzt“, wie uns der Klappentext verrät.

Wie das wohl gehen soll, fragt man sich unwillkürlich und erfährt: Es geht um einen brillanten Goethe-Forscher namens Toshikazu Hakata, der bei einem Familienessen ausgerechnet auf einer Teebeutel-Verpackung auf ein ihm bislang unbekanntes Zitat von Goethe stößt. Das lässt ihn natürlich keine Ruhe. Auf seiner Suche nach der Fundstelle bemüht er nun aber nicht das Internet, sondern forstet noch einmal die vielen Bände einer japanischen Goethe-Gesamtausgabe durch, landet bei allen möglichen Originaltexten und lässt Erinnerungen an viele Jahre Forschung Revue passieren. Gleichzeitig aber wird er in einen Plagiatsskandal eines Kollegen verwickelt.

Das mag stellenweise nach einem Campus-Roman amerikanischer Machart klingen. Aber dem jungen Autor, der im Interview zugibt, sich durchaus für modische Schreibweisen, etwa trendige Mystery oder auch Liebesromane, zu interessieren, geht es bei aller aufgebauten Spannung – wird Hakata das Zitat finden? – um tiefgreifende Fragen, etwa nach echter Kreativität und Wissenschaft. Es ist eine in frische Sprache verpackte Erzählung, die nicht ohne Hürden für Normalo-Leser auskommt, wenn etwa aus Goethes „Faust“ oder Miltons „Paradise Lost“ zitiert wird: in den Originalsprachen, ohne beigefügte japanische Übersetzung. Die Preisjury, die diesmal einen solchen auf den ersten Blick abgehobenen Text würdigt, empfiehlt ihn dem Publikum als eine der zukunftssträchtigen neuen Schreibweisen japanischer Literatur.

Eine Goethe-Novelle als Trendstifter? Das erinnert daran, wie sehr dieser Autor schon zu Zeiten japanischer moderner Identitätsfindung in Anspruch genommen wurde. Wie man im Zuge einer Notifizierung dieser europäischen Geistesgröße mit Suzuki Dai-setsu, der den Zen-Buddhismus seit Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts auch im Westen bekannt machte, in Goethe einen japanischen Buddha sah, wie einheimische Intellektuelle das Japanische mit ihm bestimmten, bis hin zum Suiziddiskurs als einem Stück japanischer Nationalkultur – das alles erklärt uns der an der Germanistischen Abteilung der Universität Tokio lehrende Stefan Keppler-Tasaki in seinem Buch „Wie Goethe Japaner wurde – Internationaler Kulturdiplomatie und nationaler Identitätsdiskurs 1889–1989“.

Aber auch das ist nur eine der naheliegenden Recherchetrasen, auf die uns der junge Preisträger verweist. Goethe als Marke, als Phänomen der Populärkultur, vom Kino bis zum Manga, ein anderes, dort ebenfalls verfolgtes Thema. Stichwort Komon-Paradies und „Teebeutel-Texte“. Derweil bringt das preisgekrönte Werk aber noch andere Themenstränge zum Schwingen.

Eine der ersten prominenten japanischen Zeitungskritiken zu Suzukis Roman ermutigt mit dem Ausruf: „Was für eine fabelhafte Begabung! Ein Postgraduate an der Seinan-Gakuin-Universität (in Fukuoka, Südjapan), der erste im 21. Jahrhundert geborene Akutagawa-Preisträger, trotz seiner Jugend ein Ausbund an Belesenheit und scharfem Gedächtnis. Präsentiert uns einen Literaturkrimi und ergründet dabei Wissen und Erkenntnis.“ Man solle sich von dem vielleicht elitär erscheinenden Gestus des linguistisch geschulten Erzählers, bei dem im Hintergrund auch die Sokal-Kontroverse, die Debatte um wissenschaftlichen Realismus und Postmoderne mitschwingt, bloß nicht davon abhalten lassen, sich diesen ideenreichen und inspirierenden Text vorzunehmen, der dem Japanischen neues Leben einhaucht (so Miho Matsunaga in der „Tokyo Shim-bun“ vom 25. Januar 2025). Der Romanautor jedenfalls wünscht sich im erwähnten Interview, den Freiraum, den ihm die Aufmerksamkeit durch den Preis verschafft habe, für weitere geistige Abenteuer nutzen zu können. IRMELA HUIYA-KIRSCHNEREIT

Versione online